

Dr. Age und das ewige Leben

Ein Roman von

Dominik Ruder

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in
der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Dr. Age und das ewige Leben
Dominik Ruder

1. Auflage
Mai 2017

© 2017 DerFuchs-Verlag
D-69231 Rauenberg (Kraichgau)
info@DerFuchs-Verlag.de
DerFuchs-Verlag.de



Korrektorat/Lektorat: Sabrina Georgia,
Sabrina.Georgia@DerFuchs-Verlag.de

Alle Rechte vorbehalten.
Das Werk, einschließlich aller Teile, ist urheberrechtlich
geschützt.
Alle Rechte, insbesondere die der Vervielfältigung, Verbreitung,
Übersetzung und Verfilmung liegen beim Verlag. Eine Einspei-
cherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen ohne
Genehmigung des Verlags ist strafbar.

ISBN 978-3-945858-38-7 (Taschenbuch)
ISBN 978-3-945858-39-4 (E-Book)

*Dieses Buch widme ich allen kleinen Forschern dieser
Welt und solchen, die es werden wollen.*

Kapitel 1



Angespannt drehte ich den Hahn auf und wusch mir das Gesicht mit eiskaltem Wasser. Ich musste unbedingt wach werden und vor allem wacher wirken, sonst würde es mir wohl niemals gelingen, genug Geld für meine Forschungen zu sammeln. Ich blickte in den Spiegel der Männertoilette und sah meine braunen Augen, die gerötet zu sein schienen. Meine spitze Nase juckte und ich wischte mir mit der Hand einen Wassertropfen weg, der dafür verantwortlich war. Das kurze, ebenfalls braune Haar war perfekt zurechtgemacht und ließ mich äußerst seriös erscheinen. Der klassische schwarze Anzug mit passender Krawatte saß elegant an meinem schlanken mittelgroßen Körper. Der ideale Anblick eines Mannes Anfang Dreißig.

Doch so gutaussehend ich mich selbst auch fand, es half mir kaum meine Müdigkeit und die Nervosität zu verstecken. Ich konnte die reichen Leute auf der Museumsgala wohl kaum zu Spendengeldern überreden, wenn ich völlig fertig aussah. Die Angewohnheit bis spät in die Nacht an meinen

Forschungen zu arbeiten, sollte ich mir wohl abgewöhnen.

Ich warf einen letzten prüfenden Blick in den Spiegel, atmete tief durch und wappnete mich, dann ging ich zurück zur Gala.

Nachdem ich aus den Toilettenräumen getreten war, wusste ich zunächst nicht, wohin ich gehen sollte. Dieses Museum mit naturhistorischen Artefakten war riesig und es war leicht sich darin zu verlaufen. Ich hatte mich auf dem Weg zu den Sanitäreinrichtungen bereits dreimal verirrt. Nun wusste ich glücklicherweise wohin und ging einen großen und langen Flur entlang. An den Wänden aus Naturstein, zu meiner Rechten und Linken, standen vereinzelt Vitrinen mit Fossilien. Die Decke war ziemlich hoch und mit Zierleisten aus Marmor veredelt worden, worauf irgendein antikes Muster zu sehen war. Ich konnte es leider nicht exakt bestimmen, dazu fehlte mir das Fachwissen. Schließlich war ich ein Mediziner, in der Forschung tätig und kein Historiker.

Je näher ich dem großen Festsaal kam, desto lauter schallte die klassische Musik zu mir herüber. Sie spielten auf solchen Galas meist Stücke von Mozart oder Beethoven. Ich verstand nie wozu, vermutete jedoch, man wollte das Klischee der oberen Gesellschaftsklasse und deren Vorlieben aufrechterhalten. Angespannt erreichte ich den aufwendig geschmückten Festsaal. Ich musste die

Augen zusammenkneifen, da es im Flur deutlich dunkler gewesen war als hier.

Es war die pompöseste und sicherlich auch kostspieligste Spendengala, die ich je besucht hatte. Von der gewölbten Decke aus Marmor hingen die verschiedensten Kronleuchter herab und auf manchen leuchteten tatsächlich echte Kerzen. Der Boden des Saals war aus glänzenden Natursteinfliesen. Die Wände glichen denen im Flur, aus welchem ich gekommen war. In der Saalmitte stand ein Springbrunnen in dem jedoch kein Wasser, sondern der beste Champagner floss.

Entsprechend dem Anlass waren auch die Gäste gekleidet. Überall sah man reiche Frauen und Männer in feinsten Abendgarderobe. Jedes Kleid und jeder Smoking rangen um Aufmerksamkeit der anderen Gäste. Natürlich hielt jeder von ihnen ein Champagnerglas in der Hand und unterhielt sich mit den verschiedensten Leuten. Sie alle lachten und schienen Spaß zu haben, doch meist war dies nur Schein. Ich persönlich ging nur äußerst ungern auf solche Veranstaltungen. Es war mir schlicht zuwider, reichen und arroganten Menschen erklären zu müssen, worum sich meine Forschungen drehten. Zudem musste ich es ihnen so schmackhaft machen, dass sie Interesse daran bekamen und mich und die Firma mit einer großzügigen Spende unterstützten. Genau diese gängige Praxis war mir schon immer ein Rätsel gewesen. Wie sollten wir Wissenschaftler in der Forschung schnelle und bahnbrechende

Erfolge erzielen, wenn unsere Fördermittel davon abhängen, ob wir einem verwöhnten Menschen, der keine Ahnung von dem Forschungsfeld hatte, eben genau dieses gut verkaufen konnten?

Kaum hatte ich zwei Schritte unter die Leute getan, kam bereits einer der ersten potenziellen Spender auf mich zu.

»Ah! Da ist er ja!«, rief dieser hochofrennt, als er mich erblickte. »Der berühmte Doktor Frederik Age, wie er leibt und lebt ...«

Ich lächelte freundlich und versuchte unauffällig herauszufinden, mit wem ich wohl das Vergnügen hatte. Ein weiterer Nachteil der Spendenbettelei war es nämlich, dass man die Namen sämtlicher reichen Pinkel der Stadt auswendig lernen musste und diese Gabe lag mir zumeist fern. Glücklicherweise fiel mir hier im letzten Moment wieder ein, wie der Herr hieß.

»Aber natürlich«, gab ich gekonnt freundlich mit meinem leicht englischen Akzent zurück. »Ich hoffe, Sie haben einen wunderbaren Abend, Mister Smuggels.«

Smuggels war der Leiter der weltweit führenden Firma, die sich auf den Anbau von Tabak spezialisiert hatte. Er beaufsichtigte diverse Fabriken in Äquatornähe, um dort die Klimabedingungen für den besten Anbau gut auszunutzen. Dass er dafür Unmengen von Hektar des Regenwaldes abholzen oder aber sogar Völker aus ihrer Heimat hatte

vertreiben müssen, war ihm egal. Es ging ihm lediglich um den steigenden Profit.

»Sagen Sie, Doktor Age, ist es denn wahr, dass Sie an einem Mittel gegen Lungenkrebs arbeiten?«, fragte er gespannt und betrachtete mich eingehend. Ich fühlte mich augenblicklich wie ein Objekt unter dem Mikroskop.

»Ähm ... Ja, das stimmt. Aber die Forschung steckt noch in den Kinderschuhen«, gab ich zurück.

»Mensch, aber das ist kolossal!«, Smuggels erhob sein Champagnerglas und reichte mir ebenfalls eins, welches er einem Kellner vom Tablett genommen hatte. »Dann stoßen wir auf Ihre Forschungen an, Doktor Age! Sie heilen die Leute vom Lungenkrebs und ich Sorge dafür, dass sie selbst danach noch in den köstlichen Genuss von Tabak kommen können!«

Eigentlich war mir das Anstoßen darauf zuwider, doch ich hatte keine andere Wahl. Für einen Abend musste ich meine Werte und Prinzipien außer Acht lassen und das Theater mitspielen, sonst würde keiner in meine Forschungen investieren. Dieser ständige Spießrutenlauf war wirklich nichts für mich ...

Nachdem ich mit Mr. Smuggels auf einen erfolgreichen und dennoch entspannten Abend angestoßen hatte, schritt er weiter und entdeckte einen befreundeten Geschäftsmann aus der Handfeuerwaffenbranche. Unterdessen setzte ich meinen Weg durch die Halle fort. Das Problem bei solchen Veranstaltungen? Dass es ein reines Glücksspiel

war ... Man durfte nicht auf die Spender zugehen, sondern sie mussten einen selbst ansprechen. Andernfalls hielten sie einen für aufdringlich und gingen einem Gespräch mit dir aus dem Weg. Man musste also hoffen, dass sich die Leute über dich und deine Forschungen informiert hatten oder dass ein Geldgeber bereits in dich investierte und nun vor seinen reichen Freunden damit prahlen wollte.

Plötzlich tippte mir jemand auf die Schulter und ich wandte mich um. Vor mir stand ein noch recht junger, aufgeweckter Mann in weißem Smoking, der mich mit leuchtenden Augen ansah.

»Sie sind doch Doktor Age, richtig?«, fragte er hoffnungsvoll.

»Ja, der bin ich«, gab ich leicht verwirrt zurück.

»Und Sie sind?«

»Oh, natürlich! Mein Name ist Huntington, Steven Huntington. Ich bin der Vorsitzende von Huntington Industries.«

Ich erinnerte mich an den Namen. Er leitete eine Prozessorfirma und machte in den letzten Jahren Unmengen an Geld mit dem Verkauf seines Quantenprozessors für Jedermann. Er bastelte an Prototypen, nach eigenen Aussagen, in der Garage seiner Eltern und fand relativ schnell einen willigen Investor. Daher war es kaum verwunderlich, dass er mit Mitte Zwanzig bereits Multimillionär war.

»Oh ja, ich habe schon von Ihnen gehört«, sagte ich lächelnd.

»Natürlich haben Sie das. Ich auch von Ihnen! Wieso müssen Sie denn auf solch einer Veranstaltung um Spendengelder betteln? Sollten Sie mit Ihren bisherigen Ergebnissen nicht unlängst selbst Millionär sein? Ich meine, das waren doch Sie, der mit seiner Technik zur erfolgreichen Verknüpfung von abgetrennten Nervenfasern im menschlichen Körper Querschnittsgelähmten auf die Beine half, oder?«

»Nun, zugegeben, das war meine Erfindung. Allerdings arbeitete ich damals für einen Pharmakonzern und dieser hat sich die Lizenzrechte dafür unter den Nagel gerissen und mich nach einer misslungenen Klage fristlos entlassen. Das ist allerdings schon lange her und ich bin froh, dass meine Technik wenigstens vielen Menschen helfen konnte.« Der Jungmillionär blickte mich skeptisch an, nahm anschließend noch einen Schluck Champagner und machte bereits Anstalten weiterzuziehen.

»Ja, aber natürlich. Nur die gute Tat zählt am Ende«, antwortete er mir geradezu abwertend und verschwand in der Menge.

Ich ließ mir den Ärger darüber nicht anmerken und machte mich auf den Weg zum Champagnerbrunnen. Für diesen Abend bedarf es eindeutig an mehr Alkohol. Ansonsten wäre es mir unmöglich, noch länger dieses Schmierentheater mitzuspielen. Dort angekommen hielt ich ein Glas unter den Hahn und ließ den Champagner hineinlaufen. Plötzlich ertönte hinter mir eine raue Stimme.

»Doktor Age, wie ich sehe, benötigen Sie etwas Unterstützung, um diesen gesellschaftlichen Anlass zu überstehen?«

Erschrocken drehte ich mich um und sah eine alte Frau vor mir. Sie war ein wenig kleiner und schmaler als ich, trug ein langes schwarzes Abendkleid und ein Schönheitsfleck zierte ihre linke Wange. Ihre dünnen braunen Haare hatte sie zu einer Hochsteckfrisur zurechtgemacht und ich schätzte sie auf etwa siebzig. Nur die kalten blauen Augen passten irgendwie nicht zum schlichten Erscheinungsbild. Sie lösten in mir ein unbehagliches, beinahe verstörendes Gefühl aus. Darin fand sich nichts von der Wärme und Eleganz ihres Äußeren.

Sie schien meine Irritation bemerkt zu haben und stellte sich vor.

»Oh, verzeihen Sie. Wo bleiben nur meine Manieren. Ich bin Miss Sophie Abbanathy. Mein Mann war ein landesweit bekannter Kunsthändler. Leider verstarb er vor kurzem und hinterließ mir ein Vermögen, mit dem ich nicht so recht etwas anzufangen weiß.« Ihre Aussage verstärkte meine Irritationen weiter. Bot sie mir gerade Geld an, oder verstand ich Mrs. Abbanathy vielleicht falsch? Zum Glück fing ich mich.

»Aber natürlich, Mrs. Abbanathy. Es ist mir eine Freude Sie kennenzulernen«, gab ich zurück und ließ dabei meinen Charme spielen. »Ich bin Doktor Age und forsche auf dem Gebiet der ...«

»Ach, Sie müssen gar nicht weiterreden«, unterbrach sie mich. »Ich weiß sehr gut, wer Sie sind und auch, womit sich Ihre Forschungen beschäftigen. Also reden wir doch bitte direkt Klartext, einverstanden?«

Diese Frau entwickelte sich immer mehr und mehr zum Rätsel, doch egal welches Spiel sie spielen wollte, ich würde mitspielen und am Ende sicherlich nicht als Verlierer dastehen. Mit einem Nicken zeigte ich ihr, dass ich verstanden hatte.

»Doktor Age, in gewissen Kreisen erzählt man sich, dass Sie gerade an einem sehr interessanten Thema arbeiten sollen.«

»Ach, ist das so, Mrs. Abbanathy? Um was für Kreise handelt es sich denn dabei genau?«, fragte ich mutig.

Das war ein gewagter Schachzug von mir. Zum einen konnte sie meine Frage beleidigen, oder sie verstand den Anreiz. Tatsächlich interessierte mich, woher sie diese Information hatte. Ich forschte genau nach zwei Arten in meinen Forschungsprojekten. Die einen, welche ich öffentlich machte und für die ich die entsprechenden Spendengelder sammelte und natürlich noch jene, die meist nur als Prototypen existierten und die ich noch nicht zu Ende gedacht hatte. Schlussendlich konnte ich nur dann Gelder für Projekte verlangen, wenn sie den Investoren auch Erfolg versprochen.

Ihre faltige Haut straffte sich, als Mrs. Abbanathy zu Lächeln begann.

»Das tut hier nichts zur Sache, Doktor Age. Ich spreche von den Mitteln, Maschinen und Methoden, die das ewige Leben realisieren können«, gab sie in immer leiser werdendem Ton von sich.

Ich erschrak. Meine Forschungen auf diesem Gebiet waren noch unbekannt und privat. Ich hatte niemandem davon erzählt, nicht einmal den Forschungskollegen. Wie um alles in der Welt konnte sie davon wissen?

»Woher wissen Sie...?«, wollte ich schockiert wissen und kniff misstrauisch die Augen zusammen.

»Oh, Doktor Age«, sagte sie. »Sie können mir vertrauen. Wissen Sie, tatsächlich interessiert mich das ewige Leben sehr. Ich meine, es gibt noch so vieles auf der Welt zu sehen und zu erleben. Dafür reicht ein Leben nicht aus! Ich kenne all Ihre Aufzeichnungen. Sie haben für jedes Problem des ewigen Lebens eine Lösung ausgearbeitet, ist es nicht so?«

Ich wusste gar nicht, was ich darauf antworten sollte. Sie hatte zwar Recht, aber wie kam sie an meine Notizen und Aufzeichnungen? Im Kopf ging ich die verschiedensten Möglichkeiten durch, doch da ich mir nicht erklären konnte wie Mrs. Abbanathy an diese Informationen gelangte, bemühte ich mich um Schadensbegrenzung. Möglicherweise würde ich ihr noch einen Hinweis entlocken können.

»Nun ja, das mag sein. Allerdings existieren all diese Lösungsansätze bislang lediglich in der Theorie und nicht in der Praxis. Es steht also noch

alles am Anfang und kann mitunter noch Jahre dauern, bis sich manches davon realisieren lassen könnte«, formulierte ich vorsichtig.

»Oh, das ist äußerst bedauernswert«, gab Mrs. Abbanathy von sich. »Wissen Sie, ich halte ein ewiges Leben für durchaus erstrebenswert. Was sollte ich schließlich sonst mit dem Reichtum anfangen? So wie es aktuell aussieht, werde ich wohl nicht mehr lange genug leben, um alles ausgeben zu können.«

Ich versuchte inständig, besorgt auszusehen, aber es schien mir nicht zu gelingen. In ihrem kalten Blick erkannte ich, dass sie mir misstraute. Wäre es nur das gewesen, wäre es nicht so schlimm. Anschließend starrte sie mir so intensiv in die Augen, dass mir unbehaglich wurde. Ich wollte so schnell, es eben ging, weg von dieser Frau. Ich wusste nicht, was es war, aber irgendetwas an ihr ließ mir das Blut in den Adern gefrieren.

»Wenn Sie mich nun entschuldigen würden, ich habe gerade Mr. Wellington gesehen und würde ihm gerne eine neue Idee von mir vorstellen«, log ich und suchte Reißaus.

»Oh, aber natürlich!«, antwortete Mrs. Abbanathy und warf mir erneut diesen kalten und intensiven Blick zu, als ich mich von ihr entfernte.

Bereits wenig später verging mir die Lust am Spendensammeln und ich machte mich erfolglos auf den Heimweg. Sicherlich hätte ich noch den einen oder anderen Investor überreden können, aber Mrs.

Abbanathy sorgte dafür, dass ich keinen vernünftigen Gedanken mehr hatte fassen können, sobald mich jemand auf meine Forschungen ansprach. Immer wieder versuchte ich dahinter zu kommen, wie sie an die Aufzeichnungen herangekommen sein konnte und wie sie überhaupt davon erfahren hatte.

Gedankenverloren verließ ich das Museum und versuchte auf dem Heimweg im Taxi einen klaren Kopf zu kriegen. Diesen würde ich am nächsten Tag im Labor schließlich dringend benötigen, wenn ich dem Sicherheitspersonal ordentlich die Leviten las.

Kapitel 2



Es war ein ziemlich angenehmer Morgen. Als ich die Augen öffnete, da mein Wecker mich weckte, lächelten mir die ersten Sonnenstrahlen des Tages entgegen. Die Vögel draußen zwitschern bereits. Vorm Fenster stand eine alte Eiche und ihre Äste wogen sich sanft im Wind. Jedenfalls glaubte ich, das zu sehen, als ich den Blick dahin wendete und langsam zu Bewusstsein kam.

›Heute wird ein guter Tag‹, ging es mir durch den Kopf und ich erhob meinen Körper von der Matratze.

Gleich nachdem ich aufgestanden war, machte ich mein Bett und nahm anschließend Kurs aufs kleine Badezimmer. Es war, wie das Schlafzimmer, sehr schlicht eingerichtet. Man sollte meinen, dass schlaue Leute wie ich als Wissenschaftler, genug Geld für ein eigenes Haus verdienen, tatsächlich bekam ich jedoch gerade noch so viel, dass ich die kleine Zweizimmerwohnung bezahlen konnte. Da ich sowieso kaum Zuhause war, sondern die meiste Zeit des Tages im Labor verbrachte, gab es auch nicht sonderlich viel zu sehen. Hier und da hingen